

27. Juni 2016

# Wohin fliehen- die Sehnsucht nach Heimat in einer unüberschaubaren Welt

"Welcome" stand auf dem Schild. Mit bunten Buchstaben. Liebevolle Handarbeit. Ein Bild, das um die Welt ging. Mit diesem Schild wurden am Münchener Hauptbahnhof syrische Flüchtlinge empfangen. Erinnern Sie sich? Die US-Amerikanischen Medien wollten das Wort "Willkommenskultur" in ihre Sprache übernehmen, wie "Kindergarten" und "German Angst". Für einige Wochen ist Deutschland das Land der Barmherzigkeit, selbst die, die unser Land nur als widerspenstigen Hegemon aus Verlegenheit wahrnahmen, der andere mit seinen Vorstellungen von guter Politik drangsaliert, stimmten in das Loblied auf die strukturelle Freundlichkeit ein. Die Hilfsbereitschaft und Tatkraft hat auch die deutsche Gesellschaft überrascht. Doch das Bild ist verblasst. Es wird sogar zum Symbol des Spotts. Von wegen "Ihr schafft das!" heißt es höhnisch. Jeder Terrorakt, jeder Einbruch in der Nachbarschaft, jeder sexuelle Übergriff wird nun den Flüchtlingen angelastet. "Leave" ist das neue Motto. Raus mit Euch. Wer in den letzten Wochen im Vereinigten Königreich zu tun hatte, konnte sich die Augen reiben über so viel Hass, emotionale Überhitzung und gezielte Fehlinformation. Das Ergebnis wird auch die Gespräche dieses Abends bestimmen. Dabei hat sich gar nicht viel geändert. Die, die damals halfen, helfen immer noch. Wir sollten uns diese überwältigende Hilfsbereitschaft nicht kaputt reden lassen. Und was im toten Winkel der Aufmerksamkeit liegt, ist gleichwohl da. Nur hat es keinen Nachrichtenwert mehr. Wir können und sollen aber darüber reden. Wir können uns bei denen bedanken, die mit ihren Initiativen geholfen haben, als Menschen nötig Hilfe brauchen. Viele dieser spontanen Initiativen haben längst eine Rechtsform, sie haben sich weiterentwickelt, viel ausprobiert, aus Fehlern gelernt.

Ein paar Monate später muss man nicht mehr über die Flüchtlinge reden. Wir können mit ihnen sprechen. Manche sprechen nur ein paar Worte, einige aber schon fast fließend unsere Sprache. Wir können ihre Geschichten hören. Wir können das,

was im Augenblick passiert, aus ihrer Perspektive kennenlernen. Ja, aus dem medial beglaubigten Willkommensevent ist längst eine Kultur des Helfens geworden.

Kooperationen zwischen Staat und Zivilgesellschaft werden erprobt und haben sich an vielen Orten verändert. Deutsche Behörden sind flexibler geworden als die, die sie jahrelang für Unbeweglichkeit kritisiert haben. Nein, was im letzten Sommer begonnen hat, ist mehr als ein moralisches Sommermärchen. Nur produziert der Alltag keine Bilder, schon gar keine strahlenden. Deshalb steht gerade das Gelungene nun im Schatten der Aufmerksamkeit. Gute Nachrichten sind bekanntlich keine. So funktioniert mediale Kommunikation. Der Alltag ist auch mit Flüchtlingen – in Erstaufnahme Einrichtungen, bei Integrationsmaßnahmen, in Sprachkursen, auf Ämtern oder beim Sport – so wie Alltag immer ist. Manchmal voller unverhoffter Glücksmomente, meistens aber mühsam, kompliziert oder einfach nur langweilig.

Menschen sind gekommen, mit falschen Hoffnungen und übertriebenen Erwartungen, mit schlimmen seelischen Verletzungen, mit Heimweh und Trauer, mit Sehnsucht nach einem Leben, dass sie auch hier vermutlich nicht erwartet. Die, die zu uns gekommen sind, sind so vielfältig wie Menschen eben sind. Ehrgeizig oder schnell frustriert, neugierig oder ängstlich, mit Neigung zur Kränkung oder voller Zuversicht. Auch die, die helfen, machen gemischte Erfahrungen. Auch sie haben gemischte Gefühle. Auch Müdigkeit und innere Abwehr gehören dazu. "Ich will nicht mehr. Ich kann nicht mehr." Das ist keine Kapitulation. Auf Hilfe folgt selten Dankbarkeit, das Gute daneben liegen, Erfolge werden durch Rückschritte frustriert. Der "clash of cultures" kann im Alltag ganz schön wehtun. Dazu gehört auch der verächtliche Umgang mit Frauen und die Sorge, dass sich viele der Entwurzelten, die aus den normativen und sozialen Netzwerken gefallen sind, sich über eine rigorose muslimische Religiosität eine Identität verschaffen, die sie in ihrer Heimat gar nicht hatten. Besonders die politisch Wachen unter den Engagierten machen sich Sorgen. Sie sehen in der Entwicklung des letzten Jahres nur Vorboten größerer Migrationsbewegungen. Schon jetzt sind weltweit mehr Menschen als je zuvor auf der Flucht. Die Fluchtursachen haben sich geändert. Bürgerkriege, ethnische und religiös aufgeladene Konflikte, Umweltschäden, die ganze Landstriche veröden lassen, diktatorische oder terroristische Regime. Unser Asylrecht wurde vor dem Hintergrund der Diktaturen des 20. Jahrhunderts geschaffen. Es war für Dissidenten, missliebige Schriftsteller und verfolgte Geistliche ideal. Für die neuen Fluchtphänomene taugt es nur begrenzt. Von einer europäischen Flüchtlingspolitik sind wir in diesen Tagen weiter weg denn je.

Der Menschensturm über Zäune, 25 Jahre lang die politische Ikone des friedlichen und geeinten Europas, hat eine völlig neue Bedeutung bekommen. Nein, diese Menschen werden nicht durch Selfies der Bundeskanzlerin angeworben. Sie sehen auf ihren Smartphones Bilder eines besseren Lebens. Es ist unser Leben. Wie wir mittelfristig mit dieser Herausforderung umgehen werden, ist noch völlig

offen. Nur eins ist sicher: es wird nicht helfen, wenn wir die Augen verschließen. Die Grenzen einfach zu öffnen, wird aber auch keine tragfähige Antwort sein.

Dabei ist so viel im Kleinen schon gelungen. Als neulich mein Sohn und sein Freund gefragt wurde, wie die Flüchtlinge in der Willkommensklasse sich so machen, guckten sie sich kopfschüttelnd an und sagten: "Bei uns gibt es keine Flüchtlinge. Bei uns gibt es nur Kinder." So geht Integration bei Achtjährigen. Die Belastungsfähigkeit der Zivilgesellschaft wurde nur kurzfristig überdehnt. Vielen ist in diesen Monaten klar geworden, wie elementar starke staatliche Institutionen sind: verlässliche Verwaltungen, auch wenn diese Verlässlichkeit manchmal Zeit in Anspruch nimmt. Unabhängige Gerichte, hochengagierte Repräsentanten der Politik, die bis zur Erschöpfung nach Lösungen suchen, wo es eigentlich keine Lösungen gibt. Landräte, die mit kreativer politischer Phantasie von sich reden machen, wache und zugewandte Sicherheitskräfte, die Ruhe und Überblick bewahren und auch in brandgefährlichen Situationen das Maß halten. Wer wissen will, wie wertvoll diese Selbstverständlichkeiten sind, der unterhalte sich mit jungen Flüchtlingen, die in Afghanistan oder Syrien Erfahrungen mit Polizei und Militär gemacht haben. Sie können gar nicht glauben, dass Polizisten, die nicht schlagen und geschmiert werden, wirklich den Staat repräsentieren. Auch die sehr gute Kooperation von Staat und Kirche sei an dieser Stelle erwähnt. Wir haben in den Kirchen in den letzten Jahren oft daran erinnert, dass der freiheitliche demokratische Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. Der Staat braucht Bürger und Bürgerinnen, die die Ärmel hochkrempeln, die sich für Andere verausgaben und denen die Zukunft dieses Landes nicht egal ist. Ein beliebtes Zitat des Staatsrechtlers Ernst Wolfgang Böckenförde bei Gelegenheiten wie diesen. Doch auch die Zivilgesellschaft, mithin die Kirchen und Religionsgemeinschaften, die Vereine, die Medien, die Wissenschaften – alle leben davon, dass die staatlichen Voraussetzungen und ihre Ordnungen in Stresssituationen stabil bleiben. Das ist ein Grund zur Anerkennung und Dankbarkeit für den Staat, indem wir leben. Wenn wir diese Grundlage zu selbstverständlich nehmen, spiegeln wir uns nur in Moraloberflächen, während in den medialen Untergrundkanälen der Kommunikation die Ratten herumirren und auch über Tage immer unverhohlener der Bürgerkrieg der Worte angezettelt wird, der sich gegen die Repräsentanten dieses Staates richtet.

Woher kommt das soziale und das kulturelle Heimatgefühl, das man nicht lehren, das man nur erfahren kann? Diese Frage gilt nicht nur für die Flüchtlinge. Sie gilt auch für die, die sich so fremd im eigenen Leben fühlen, dass ihnen in den Fremden ein Grund für ihre Angst erscheint. Die Flüchtlinge sind zu Auslösern einer Angst vor der Globalisierung geworden, vor diffusem Heimatverlust, vor einer offenen Zukunft. Diese Angst hat sich längst in ein politisches Ressentiment gewandelt. Mit moralischer Empörung ist dieser Entwicklung kaum beizukommen. Die Zeigefinger-Politik führt nur zu noch mehr Abwehr und Kränkung. Draußen im Land werden nun andere Schilder hochgehalten. Raus mit Euch, skandieren seriöse Herrschaften der Mittelschicht vor Flüchtlingsunterkünften. Übergriffe auf Flüchtlinge

und die, die mit ihnen leben und arbeiten, sind an der Tagesordnung. Als könnte man so die Herausforderungen der Gegenwart vertreiben. Die Sehnsucht nach einer Vergangenheit, in der vermeintlich alles besser war, wird zu einer politischen Obsession. Wenn wir über Integration reden, reden wir über die Integration der ganzen Gesellschaft. Denn die großen Vereinfacher haben ein leichtes Spiel. Sie nutzen jede Gelegenheit, um Gruppen gegeneinander aufzuhetzen, Neid und Missgunst zu schüren. Fakten und Argumente, differenzierte Urteile und besonnene Antworten dringen immer weniger durch. Auf dem Slippery-slope in den Abgrund der deutschen Sprache wird ein Tabu nach dem anderen aufgekündigt. Wer einmal gesehen hat, wie sich ein Shitstorm entfesselt, ahnt, dass Zeit und Zögern den Kürzeren ziehen. Der Soziologe Heinz Bude hat in einem Bestseller weit vor der Ankunft der Bürgerkriegsflüchtlinge von einer "Gesellschaft der Angst" geschrieben. Diese Angst beruht nicht auf Fakten. Den meisten Menschen in Deutschland geht es so gut wie nie. Sogar die Zahl der Bildungsgewinner mit und ohne Migrationshintergrund wächst deutlich. Ein Zeichen für gelingende Integration. Wer mit Abstiegsängsten Politik macht, handelt deshalb unverantwortlich.

Was wäre, wenn innere Heimatlosigkeit die große Herausforderung wäre? Wenn die Überforderung aus Ziellosigkeit, wenn die Müdigkeit aus innerer Leere und die Angst vor der Zukunft aus Mangel an Möglichkeitssinn entstünde? Viel spricht dafür, dass auch innere Unbehaglichkeit Menschen in die Arme der Populisten treibt. Den Fremden lässt sich diese Fremdheit und Selbstfremdheit für eine kleine Weile aufhalsen. Das hat in der Menschheitsgeschichte immer schon funktioniert. Dagegen hilft nur die Erfahrung der Selbstwirksamkeit. Ich bin wer. Ich werde gesehen, ich kann was, ich kann mich in der Welt zuhause fühlen, auch wenn sie sich verändert hat. Kleinmut lässt sich aber nicht mit moralischer Überheblichkeit bekämpfen.

Vielleicht liegt hier das Versagen der politischen, Intellektuellen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kirchlichen Eliten, die sich mit kritischem Gestus ausstatten und doch überall in der Welt zuhause fühlen, wo es Leute gibt wie sie. Lange galt dieser Verdacht nur den Selbstabschottungstendenzen der wirtschaftlichen Eliten. Doch auch die Verantwortungseliten tun gut daran, sich zu überprüfen. Gute Gesinnungen muss man sich leisten können. Es braucht ein stabiles Selbst, ein gutes soziales Umfeld und ein tiefes Getröstetsein, falls die eigene Gesinnung am Ende die falsche ist – oder sich nicht durchsetzt. Statt guter Gesinnungen brauchen wir mehr Alltagsethik, einen neuen Sinn für Kompromisse, für kleinste gemeinsame Nenner, für Höflichkeit, wo Einigkeit sich nicht erzielen lässt. Der Freiherr von Knigge hat Ende des 18. Jahrhunderts, als die Französische Revolution in den Terror kippte, einen bemerkenswerten Satz geprägt. "Höflichkeit ist das erste Mittel gegen den Bürgerkrieg". Keine Pathosformel, eine Empfehlung für den Umgang im Alltag, wo mit wechselseitigem Verständnis oder gar Anerkennung der jeweils anderen Position nicht zu rechnen ist. Höflichkeit hilft. Sie hilft jedenfalls schon einmal gegen unbesonnene Gefühlsausbrüche, die das raue, aggressive Klima bisweilen bestimmen. Sicher ist, dass wir eine Sprache des

Trostes brauchen, um die allgegenwärtige Sehnsucht nach Geborgenheit in eine tiefere Lebenssicherheit zu überführen. Diese Sprache müssen wir nicht erfinden. Wir haben sie ererbt von unseren Vätern und Müttern des Glaubens. Wenn es den Kirchen gelänge, dazu einen Beitrag zu leisten, wäre das wahrhaftig ein Beitrag zur Rettung des christlichen Abendlandes. Der Geist des Evangeliums ist zutiefst antifatalistisch. Gott glaubt an den Menschen. Es ist nicht aller Tage Abend.

*Dr. Petra Bahr*

*Impuls beim Sommerempfang der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) im St. Petri-Dom zu Schleswig*